

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 258 Bydgoszcz/Bromberg, 11. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen
von André Mairock

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Heinrich schrak bei diesen Worten zusammen, als hätte ihm einer eine Anklage ins Gesicht geschleudert. Das war ja heller Wahnsinn, was die Leute da beschlossen. Sollten sie denn wie Kettenhunde vor ihren Häusern liegen und wochen- oder vielleicht gar monatelang darauf warten, ob kein feindlicher Mensch in den Schwarztann einbreche? — Nein, hier mußte sein Unbeteiligtsein aufhören. Alles konnten sie von ihm verlangen, aber auf seine persönliche Freiheit konnte und durfte er nicht verzichten, weil er ja sein Leben und seine Pflicht teilen mußte zwischen dem Schwarztann und Chur. — Halt! wollte er schreien, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Hilfesuchend schaute er von Gesicht zu Gesicht: eines glich dem anderen an Härte, Entschlossenheit und — Rücksichtslosigkeit. Er hörte, wie wieder die Feder des Schulmeisters über das Papier kratzte... Herrgott, war er denn schon ganz wehrlos — Da sah er, wie der Schultheiß seinen grauen, harten Kopf hob, um zu einem neuen Schlag auszuholen. Es war zu spät...

„3. Die Brücke im Klimmsteig muß weg, und der Weg bleibt bis auf weiteres gesperrt und streng bewacht!"

Kaum hatte der Schultheiß diesen Satz zu Ende gesprochen, sprang Heinrich vom Stuhl auf. Sein Gesicht war kreideweiß, sein Körper zitterte: es war die letzte Möglichkeit, die letzte Hoffnung, mit der Außenwelt in Verbindung bleiben zu können, die jetzt mit der gleichen Kälte und Selbstverständlichkeit zerschlagen werden sollte. „Unmöglich! — Irrsinn ist das!" schrie er. Alle Köpfe drehten sich nach ihm um, und der Schultheiß zeigte ihm durch einen unerschütterlichen, zielfesten Blick an, daß er auf eine Begründung dieses hitzigen Einspruchs warte.

„Wie lang kann die Belagerung dauern?" gab Heinrich zu bedenken, und zwang sich mit aller Gewalt zur Ruhe. „Vielleicht wochenlang! Und der Klimmsteig ist der einzige Zugang zum Schwarztann. Wir schließen nicht nur den Feind, sondern auch den Freund aus!"

Der Schultheiß antwortete lange nicht. Er schaute unbeugsam auf den Künstler. „Scheibenhofer!" begann er dann, und auf dem ungewohnten Anruf lag eine merkwürdig nachdrückliche Schärfe. „Du bist lang furt g'st vom Schwarztann. Es kann scho sein, daß die Leut draußen in der Welt anders denken. Was redst du da von Freunden? — M'r hend von unseren Alten glernt, daß der kluge Mann auf sich selber baut!"

„Aber was ihr da machen wollt, das ist nicht klug!" antwortete Heinrich hartnäckig.

Wieder wandten sich die Köpfe nach ihm um; denn so kühn hatte dem Schultheiß noch keiner geantwortet, und die ernsten Gesichter wurden länger, die Stirnen krauser. Nur der Schultheiß stand in unerschütterlicher Ruhe da und schaute forschenden, unzufriedenen Blickes auf den jungen Hitzkopf nieder. Von alldem merkte Heinrich nichts; er sah in diesen Augenblicken nur den Klimmsteig vor sich, die tiefe Schlucht, über die eine feste Brücke führt, er sah, wie die Brücke weggerissen wurde und gedankenschnell wandte er sich zurück in den Talkessel, sprang wie ein gefangener Löwe um das Bergmassiv herum, das sich wie eine riesige Felsenmauer auftürmte und nirgends eine Möglichkeit zum Ausreißen bot . . . Und da stieg eine heiße Angst in ihm auf. „Und wer kann sagen, daß die Franzosen — auch wenn die Brücke weg ist — nicht mehr ins Tal eindringen können?"

„Ich!" antwortete der Schultheiß fest und bestimmt.

Heinrich schüttelte verzweifelnd den Kopf: „Nein! Niemand weiß daß! Aber wir haben dann keine Verbindung mehr mit der Außenwelt, können also auf keine Hilfe mehr rechnen, können selbst nicht mehr ausweichen, und sind mit Hund und Katz verloren!"

Jetzt ging es wie ein fernes Donnerrollen durch die Reihen der Männer, und das Gesicht des Schultheißen zog sich finster zusammen. Er hob die Hand und gebot Schweigen. „Scheibenhofer", sagte er wieder, nur etwas lauter und strenger noch als das erstemal. „Deine Einwände können anderswo ganz gut sein, aber bei uns stimmen sie nit! Du denkst eben so, wie man in der Welt draußen denkt. Aber wir denken, wie man im Schwarztann denkt: ehrlich, offen und ohne Furcht! Wir wollen amal nit, daß a feindlicher Soldat unsern Grund und Boden betritt, und er wird ihn auch nit betreten! Gott helf uns dabei!"

Zum Zeichen der Zustimmung nickten die anderen begeistert dem Schultheißen zu. Und Heinrich setzte sich mutlos auf seinen Platz zurück . . .

„Die Brücke muß weg!" schrie der Schultheiß, und seine grauen Augen flammten feurig auf.

„Ja, sie muß weg!" kam es wieder rollend aus den Kehlen der Bauern, und wie auf Befehl standen alle entschlossen von ihren Sitzen auf.

Heinrich sah wohl ein, daß er sich unmöglich durchsetzen konnte, aber trotzdem machte er noch einmal einen verzweifelten Anlauf: „Halt!" schrie er. „Habt ihr bedacht, daß so eine Belagerung wochenlang dauern kann? Woher wollt ihr die Lebensmittel nehmen? Vom Himmel regnet's kein Brot!"

„Dafür ist schon gsorgt", entgegnete ihm der Schultheiß sehr ruhig. „Es soll und darf keine Not ins Tal kommen. Dafür bin i Schultheiß vom Schwarztann. Und i steh dafür ein! — Unsere Berge sind hoch und fest, und unsere Stutzen sind gut, und die Söhne des Schwarztanns werden zusammenhalten wie Eisenguß! Der Herrgott steh uns bei in unserem Kampf! und unsere Losung war und wird alleweil sein: Hie gut Schwarztann, allweg!"

„Allweg!" war die begeisterte und kampfbereite Antwort der Herrenbauern.

Der Schultheiß gab dem Schulmeister ein Zeichen, der nun auch den letzten, umstrittenen Punkt zu Protokoll brachte.

Damit war der Kriegsrat der Freien vom Freital beendet . . .

Und als die Männer gleich darauf hintereinander die schwüle Amtsstube verließen, gab der Schultheiß dem jungen Scheibenhofer einen deutlichen Wink, daß er noch bleiben sollte.

Kaum hatte der letzte die Türe hinter sich zugezogen, trat Johannes Aigner mit düsterem Gesicht auf Heinrich zu. „Es ist sonst bei uns nie der Brauch g'si, daß der Jüngste in den Sitzungen 's Wort führt. I weiß, du hast da draußen 's Reden glernt wie a Advokat. I hab dich reden lassen, weil i von vorn rein gwußt hab, daß es dich nix hilft: Die Gesetze stehen jetzt geschrieben und treten in Kraft. — Sag mir bloß, warum du so dagegen bist! Angst kann's nit sein; weil man im Scheibenhof die Angst nit kennt. Der Schwarztann ist in Gefahr, und m'r müssen handeln und dürfen nimmer lang reden!"

Der Alte schaute Heinrich forschend ins Gesicht und legte dann die Hand schwer auf seine Schulter. Heinrich senkte den Blick.

„Du müßtest kei Scheibenhofer sein, wenn du dös nit einsehn tätst. Und glaub mir, a solcher Weg, der die Franzosen ins Tal führt, macht dir kei Freud nimmer, in die Welt 'naus zu gehen!"

Heinrich sagte nichts. Er merkte, daß der Alte ihn durchschaut hatte. So entstand ein längeres Schweigen. Vom Tisch her kam ein Geräusch: Der Schulmeister war noch da und brachte eben sein Schreibzeug in Verwahrung. Es war Heinrich unangenehm, daß gerade dieser Mann Zeuge seiner Maßregelung wurde. Er fing an, sich zu schämen.

Der Schultheiß ließ keinen Blick von ihm und fuhr nach einer Weile düster fort: „Ist die Gefahr vorbei, dann kannst du dich ja wieder mit der Welt verbinden. Ob dös aber für an Scheibenhofer vom Schwarztann gut ist? Du kannst nit heut Bauer und morgen Künstler sein! — Aber jetzt bist du a Schwarztannler wie wir alle! — Dös hab i dir noch sagen wollen: Überleg dir's die Nacht; denn morgen in aller Herrgottsfrüh treten unsere drei Gesetze in Kraft!"

Heinrich wagte nicht aufzuschauen. Er fürchtete sich vor dem Blick dieses Mannes, der seine Leute nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrem tiefsten und verborgensten Innern zu erkennen schien. „Es ist schon überlegt", sagte er sehr leise.

Der Blick des Schultheißen wurde noch schärfer: „Scheibenhofer!" Es war nun das drittemal, daß der Schultheiß ihn heute mit diesem Namen ansprach.

Jetzt schaute Heinrich auf, und sein Blick lag fest und unerschütterlich auf dem Gesicht des Alten. Darauf verließ er die schwüle Stube und eilte hinaus in die Nacht.

*

Es war eine finstere Nacht. Die Luft war dick und gewitterschwül. Heinrich lief der Straße zu, blieb aber dann stehen und schaute sich in der Runde um, als hätte er sich auf seinem Weg verirrt. Er wußte nicht, wie spät es schon war, aber es konnte nicht mehr weit auf Mitternacht sein. In der Stube des Wirtshauses brannte noch Licht: die Freien waren wohl dort noch eingekehrt, um ihre Meinungen über die stürmische Sitzung auszutauschen. Auch von ihm würden sie jetzt sprechen, seinen Freimut verurteilen und tadeln; denn am Biertisch öffneten sich die Mäuler leichter als in der Amtsstube des Schultheißen . . . Mochte man über ihn rechten und richten, wie man wollte! Was ging ihn das an? Was wußten diese Menschen von der Freiheit? Die Welt war für sie eben nicht größer, als gerade ihr Blick reichte. Was galt ihnen das, was jenseits der Berge lag? — Ja, um seine Freiheit hatte er gekämpft, verzweifelt und hitzig. Aber es war umsonst gewesen, alles umsonst: er war jetzt ein Gefangener des Schwarztanns, ein Bauer unter Bauern, und wenn die Brücke im Klimmsteig abgebrochen war, fehlte ihm alle Verbindung mit der Welt draußen. Flügel hätte man besitzen müssen, wollte man das düstere Bergtal verlassen. Und in Chur wurde er schon längst zurückerwartet. Was tun? — Wenn er nur eine kurze Nachricht hätte geben können, daß es ihm gut gehe, und daß man sich um ihn nicht zu ängstigen brauche; weil er ganz wohlverwahrt in seinem Heimattal sitze, das nur zur Zeit wegen der kriegerischen Unruhen abgesperrt sei . . . Was hätte er darum gegeben, wenn er diese Kunde nach Chur hätte schaffen lassen können! Aber kein Bote konnte in nächster Zeit das Tal mehr verlassen oder betreten . . . Herrgott, er konnte sie doch nicht einfach in die schwarzen Berge hineinschreien! — Umsonst, alles umsonst! Man konnte nur warten. Und so wünschte er, daß der feindliche Heerhaufen recht bald vor den Felstoren des Schwarztanns erschiene, damit die Entscheidung sich nicht so lange hinausschob . . . Mit raschen Schritten bog er um das Wirtshaus herum und verließ das kleine, stille Dorf. Am Himmel hingen einzelne schwere Wetterwolken, und über den Bergen zuckte das Wetterleuchten. Als er der Talmulde zuwanderte, trat ein Mann ihm in den Weg: es war Konrad Immler.

Der Wirt, der auf ihn gewartet zu haben schien, machte sich sofort auf seine Seite und zeigte ein sehr gespanntes, neugieriges Gesicht: Ob er mit dem Schultheißen doch noch einig geworden sei? Denn so kühn wie er hätte ihm noch keiner widersprochen . . .!

„Wir sind schon einig."

Damit war Konrad Immler noch nicht zufrieden: Warum er sich denn gar so hitzig dagegen gewehrt hätte, daß die Brücke abgebrochen werde . . .? Es sei doch das einzig Beste, was man tun könnte!

Darauf gab Heinrich keine Antwort, und so gingen sie jetzt lange schweigend nebeneinander her durch die schwüle Nacht. Es war, als hätte einer den anderen über seinen eigenen schweren Gedanken eine Zeitlang vergessen; denn als Konrad Immler sich einmal geräuschvoll räusperte und zur Seite spuckte, schaute Heinrich fast erschrocken auf. Sie wechselten einen ganz merkwürdigen Blick.

„Ja, es ist halt amal so im Schwarztann", begann der Wirt mit dunkler Stimme. „Es ist nit zufällig g'si, daß unsere Alten damals die Schweden verdroschen hend, Heinrich. Daran hast auch du dei Freud! I kann mir scho denken, was dich druckt: du bist a bißle z'lang in der Welt draußen g'si, und jetzt will's dir nimmer recht passen, daß um uns rum lutter hohe, steile Berge stehn. — Was zieht dich denn gar so in d' Welt naus?"

Heinrich schwieg, aber seiner Brust entrang sich ein schwerer, müder Seufzer.

Der Wirt spähte scharf zu ihm hinüber und drückte seine Stimme herab, als wären sie von Lauschern umgeben. „Ist's a Weib?"

Diese plötzliche, unvermittelte Frage verwirrte den jungen Scheibenhofer. Blitzschnell wandte er dem Wirt sein Gesicht zu, das jetzt soviel Angst und Schrecken zeigte, als hätte man ihm eben ein ängstlich gehütetes Geheimnis aus dem Herzen gerissen. Er sagte aber nichts.

Der Wirt deutete die Sache anders und suchte ihn sogleich wieder zu beschwichtigen: „I hab's nit bös gmeint, Heinrich. Mir verstehn's halt nit besser, weil's für uns im Schwarztann bloß zwei Dinge gibt, die an jungen Menschen packen können: Ehre und Liebe. Es kann scho sein, daß es in der Welt draußen noch mehrere solche Dinge gibt. I kenn die Welt nit und weiß dös nit. Mich freut's, daß dein Vater dich zum Scheibenhofer gmacht hat, und daß i wieder an männlichen Nachbarn hab!"

Sie gingen wieder ein gut Stück schweigend weiter. Dumpf erdröhnte der trockene, aufgesprungene Wiesenboden unter ihren Schritten. Bald tauchte auf der rechten Höhe ein Licht auf. Es kam von der Rabenfluh herab.

An der Wegkreuzung blieben sie stehen. „Hast du heut noch Gäste?" fragte Heinrich.

„Kaum. Vielleicht sitzen die Grenzjäger noch in der Stube."

„Grenzjäger! Wozu braucht man im Schwarztann noch Grenzjäger, wenn der Zugang gsperrt ist?"

„Hm . . . Es gibt vielleicht Leut, die auch vorher schon nie durch den Klimmsteig in den Schwarztann kommen sind . . .?"

„Oho! Es gibt doch bloß den einen Weg ins Tal!"

„Für uns schon. Aber . . ." Der Wirt deutete zu den finsteren Gebirgskämmen hinauf: „Schmuggler finden auch da an Weg, wo's für uns keinen gibt. Es ist jetzt ruhiger, seit die Grenzjäger da sind, aber vor 15 und 20 Jahren ist es gar nit so selten vorkommen, daß man einen runterhat!"

Heinrich lachte laut auf. „Meinst du vielleicht den Fuchssteg? Man hat uns damals in der Schule schaurige Geschichten davon erzählt. Aber es hat ihn wohl wirklich nie gegeben, und er gehört wohl den Sagen des Schwarztanns an . . .!"

„Es hat ihn geben, und es gibt ihn vielleicht auch heut noch!" ereiferte sich Konrad Immler. „Aber die, die ihn kennen, werden es nie sagen, weil sie sich bloß selber verraten täten."

Heinrich schaute lange nachdenklich vor sich nieder. Dann aber schüttelte er ungläubig den Kopf. „Für uns bleibt wohl bloß der Klimmsteig . . ."

„Ja, und der wird uns reichen."

„Und morgen wird er gesperrt . . .!"

„Jawohl. Aber solang er gsperrt bleibt, Heinrich, Kopf hoch! Hie gut Schwarztann, allweg!" Er streckte ihm die Hand hin.

Heinrich schlug ein. Sie schüttelten sich die Hand, und dann stieg jeder entgegengesetzt zu seinem Gehöft hinauf. Über den schwarzen Bergen ballten sich die Wetterwolken immer dicker zusammen und schoben sich über das Tal herein. Am fernen Himmel rollte der Donner . . .

(Fortsetzung folgt.)

Klavierkonzert.

Erzählung von Gerda Graarud.

Die Frau, die dem abendlichen Spiel der Wolken versunken zugeschaut hatte, wandte den Kopf zurück. „Oh, bitte, Sie verzeihen, wann werden wir an der Grenze sein?" — „Ich denke, in einer kleinen Stunde, wenn wir keine Verspätung haben", erwiderte der Fremde ihr gegenüber und verbeugte sich leicht. „Ich danke Ihnen."

Eris lehnte sich in ihre Ecke zurück und schloß die Augen. Noch flogen die kleinen Ziegelhäuser vorüber und die schmalen Kirchtürme, noch die einsamen Weiden . . . Unbewußt setzte sie ihre Hände tastend nebeneinander und übte lautlos eine schwierige Passage des dritten Satzes. Da schrak sie zusammen. Nein, der Fremde beobachtete sie nicht, längst hatte er wieder seine Zeitung aufgenommen. Einen Augenblick blieb ihr Blick auf ihm haften. Viel und weit gereist, ein Wissenschaftler ohne Zweifel, dachte sie, scharfe Linien im Gesicht von einer Lebensenttäuschung oder einer mißglückten Expedition . . . Sie öffnete ihre Tasche und sah nach ihrem Reisepaß. Als sie ihn aufschlagen wollte, entglitt er ihr, der Fremde bückte sich höflich und hob ihn auf.

Die Geste ließ ihm Zeit, das kleine Bild zu betrachten, ein noch jugendliches herbes Frauenantlitz mit hellen, kühlen und wägenden Augen und einem dunkelblonden Haarschopf über der makellosen Stirn. Nur das Gequälte im Antlitz der Frau ihm gegenüber fand der Beschauer im Bilde nicht. Der Name darunter: Eris Marfontein. Er reichte ihr lächelnd den Paß und sann nach, wo er den Namen schon gelesen hatte . . . richtig, heute abend sollte Eris Marfontein das neue Klavierkonzert Reimar Marfonteins, ihres Gatten, am Flügel aus der Taufe heben . . .

„Wir werden einige Minuten Verspätung haben, doch sie sind kaum der Rede wert", sagte der Fremde. „Die Strecke ist stark befahren. Ich vermute, gnädige Frau, Sie werden erwartet . . . Verzeihen Sie, Professor Jerry, Michael Jerry aus Lüderitzbucht . . ." — „Danke, nein, ich werde nicht erwartet, aber . . .", wieder ging ihr Blick auf die Uhr, „ich wollte, wir wären über die Grenze."

Dann machte Eris eine hilflose Bewegung und begann fassungslos zu weinen. „Sie müssen Vertrauen haben", sagte der Professor, „bedenken Sie, um 8 Uhr sollen Sie am Flügel sitzen . . ." Aus der einfachen Geste seiner Hand und dem Klang seiner Stimme empfand Eris das Wesen eines Menschen, der, von Höhen und Tiefen dieses Lebens angerührt, eben dieses Leben zu erfassen und zu deuten gelernt hatte.

„Nein", sagte Eris, „ich werde nicht zurückfahren, ich werde über Den Haag nach Paris fahren, wo ich meine Studien wieder aufnehmen will. Sie wissen nicht, was für Wochen hinter mir liegen, welch aussichtsloser Kampf . . ."

Wieder seine warme, ruhige Stimme: „Ich errate . . . gegen eine andere Frau, vielleicht Künstlerin wie Sie, ein neues, erregendes Erlebnis für den Künstler Marfontein . . .?"

Sie nickte. „Ich weiß, er ist Dirigent, muß jedem neuen Eindruck, jeder Anregung aufgetan sein, muß jung bleiben und sich einfühlen können. Ich habe es mir immer wieder vorgesagt, habe die Lebensanschauung, daß auch eine Frau Anrecht auf ein eigenes Leben haben müsse, zerschlagen, und bin sein Kamerad und Interpret geworden, weil er eben ein großes Kind und ein schöpferischer Mensch zugleich ist. Welch ein Irrtum, zu glauben, man könne alles sein!" — „Als er es gewohnt war, kam jene andere . . .?"

„Sie hatte als Berichterstatterin in den Tropen gelebt und kam zurück aus einer anderen Welt als der unseren, einer geheimnisvollen Atmosphäre, in der auch Reimar lebt, wenn er ein neues Werk beginnt, und das andere Ich sucht, das Einmalige . . . so war Dorothy Meeteran."

„Ah!" — „Sie kennen sie?" — „Ein wenig." Schweigen. „Und diesem . . . Einmaligen, wie Sie es nennen, räumen Sie das Feld, kampflos, mutlos?"

„Sie wird mich ersetzen und ein leichtes Erbe antreten, glauben Sie." — „Sie irren! Sie wird ein hoffnungslos schweres Erbe antreten, denn sie kommt in eine Welt, die durch Jahre der gemeinsamen Enttäuschungen und Opfer von Ihnen beiden aufgebaut wurde. Und . . . heute abend werden Sie fort sein, Fremde werden für Sie einspringen, vielleicht wird es auch so ein Erfolg. Nur eines Tages wird Reimar Marfontein entdecken, daß der warme Blutstrom, daraus er schaffen konnte, verebbt ist. Die Quellen unseres Glücks erkennen wir ja erst, wenn sie versiegt sind . . . und jener anderen Frau fällt die Last zu, ihm den Glauben wiederzugeben, die keiner ihm wiedergeben kann . . . Auch von mir ist einmal eine solch stolze Frau fortgegangen, damals las ich noch an der Universität, stand vor bedeutungsvollen Experimenten, an denen diese Frau, nennen wir sie auch ruhig Dorothy, teilhatte . . . und eines Tages verlor sie die Nerven und ging. Seitdem habe ich mich aufgegeben, beide sind wir Ruhelose geworden, die ab und zu durch Fremde voneinander hören, zwei Irrende dieses Lebens, denen das ergraute Haar und die Müdigkeit von diesem zerspaltenen Dasein geblieben ist . . ."

Eris stützte den Kopf in die Hand. Gestern nacht hatte sie noch einmal nach Reimar sehen wollen. Als sie ins Musikzimmer trat, hatte er vor dem Flügel gesessen, den Kopf auf den Tasten, vor Übermüdung eingeschlafen, den Stift noch in der Hand. Ringsum lagen die Noten aufgeschlagen von der Quartettprobe, Konzepte, Partituren . . . Sie hatte sich zu dem Schlafenden niedergebeugt, und ihr Blick war auf seine grauen Schläfen gefallen. Und nun fühlte sie es: wie er an der Grenze stand und sich wehrte, sie zu überschreiten. War es so, daß sie, Eris, ihm die Jugend, das Unbeschwerte bedeutete, das er im Klavierkonzert so wunderbar eingefangen?

„Sehen Sie dort drüben die Lichter?" fragte Jerry und stand auf. „Wir sind gleich an der Grenze." — „Aber", flüsterte Eris atemlos, „noch sind wir nicht über die Grenze, Professor, noch nicht."

Er lächelte unmerklich. „Haben Sie übrigens die Noten zum Konzert bei sich?" — „Ja . . . er hat es mir gewidmet, ich konnte mich nicht davon trennen . . ."

„Dort drüben am Bahnhof wartet ein Auto auf mich, aber ich habe Zeit und werde warten. Und Sie werden Ihren Koffer nehmen. Das Klavierkonzert und . . . Ihr Herz . . . und . . . wir verstehen uns doch, nicht wahr?" —

Grenzstation! Er half Eris aus dem Zuge, und sie gingen zum Wagen hinüber, ein paar Anweisungen an den Fahrer, letzte Worte zwischen ihnen beiden, ein Händedruck, dann stieg sie ein. Als sie zurücksah, stand Michael Jerry immer noch dort neben seinen Koffern, ein Fremder wieder, und winkte mit dem Hut. Vorwärts . . . der Wind vom Rhein kam kühl durch das herabgelassene Fenster, vor ihr der unbewegliche Schatten des Fahrers, die Arme einer Windmühle tauchten auf, darüber flogen die Sterne . . .

Plötzlich überkam sie die Angst, sie möchte nicht rechtzeitig zur Stelle sein, sie holte die Noten aus dem Koffer und ließ sie aufgeschlagen auf den Knien liegen. „Dort hinten sind schon

die Hochöfen von den Brendelwerken", sagte der Fahrer, „in 20 Minuten werden wir es schaffen." — „Danke." Sie schluckte an aufsteigenden Tränen der Freude, diese Eris, die noch vor wenigen Stunden der Grenze entgegengefiebert hatte . . .

Sie wußte nicht mehr, wie sie in die Stadt gekommen war, bis sie die Palmen in der Vorhalle sah. Aus den Gruppen plaudernder Menschen hörte sie ihren Namen flüstern. Duft und Wärme umgaben sie. Sie eilte ins Künstlerzimmer, ihren Koffer in der Hand, die Noten an sich gedrückt, in ihrem verwehten, strömenden Haar, fieberheiß und sinnlos glücklich.

Als sie eintrat, schlug Reimar zum letztenmal die Partitur zu und streckte ihr die Arme entgegen. „Du . . . Eris, wie gut, daß du da bist, hast du einen Kamm . . . ? Ich habe ihn liegen lassen. Glaubst du, daß alles klappen wird?"

Sie nickte ihm lächelnd zu und griff nach der Essenz und dem Puder. Ein wenig Sammlung noch, ein paar Griffe auf dem Klavier, sie spürte weder Angst noch Ermüdung, nur den roten Strom zu dem anderen, zu seinem Herzen . . .

Letztes Klingelzeichen, Stimmen im Orchester. „Hast du die Presse gesprochen, Reimar?" — „Alle da . . ." — „Auch Dorothy . . ." — „Dorothy . . .? Ich glaube schon, daß sie da ist."

Pause. „Du, Eris", sagte er stockend, „fast hatte ich heute abend das Gefühl, du würdest auf einmal nicht mehr zu mir kommen, und ich stände da, so mitten durchgerissen wie dieser Forscher und Professor, den Dorothy Meeteran einfach verlassen hat . . . wie hieß er doch, ich habe doch einmal seinen Namen gehört . . . richtig: Jerry, er muß so sonderbar gewesen sein . . . aber du bist ja bei mir . . ."

„Ich werde immer kommen, Reimar, das weißt du ja."

Er gab dem Orchesterdiener die Partitur. „Komm, Eris!"

Stille. Beifall. Stille. Der Dirigent hob den Stab. Eris sah Reimar an und legte die Hände auf die Tasten. Das Klavierkonzert begann.

Kleiner Wink mit dem Nachthemd.

Eine sehr amüsante Hofgeschichte, die dem englischen Zeremonienmeister einiges Kopfzerbrechen bereitete, ist zur Zeit das Tagesgespräch von London.

Der junge Herzog von Balmoral heiratete vor kurzem ein Mädchen bürgerlicher Herkunft. Die strenge Etikette des englischen Hofes verbietet jedoch nichtebenbürtigen Frauen des Hochadels am Hofe zu erscheinen. Umsonst bemühte sich der Herzog, den Zeremonienmeister zu überreden, seine Frau am Hofe zuzulassen.

Als der Herzog einen abschlägigen Bescheid bekam, zerbrach er sich den Kopf, wie er seinen Wunsch erfüllt sehen konnte. Er blätterte in der Familienchronik und stieß darin auf eine fast vergessene Mitteilung. Einer seiner Ahnen hatte dem König Karl II. einen großen Dienst erwiesen und wurde dafür nach uralter englischer Sitte mit einem sonderbaren Privilegium belohnt. An einem dunklen Wintertage befand sich Karl II. auf der Jagd und hatte sich verirrt. Nachdem der König lange Zeit im Walde herumgelaufen war, stieß er auf das Jagdhaus des damaligen Landjunkers von Balmoral. Der Landjunker bestieg das Pferd trotz der grimmigen Kälte nur mit einem Nachthemd bekleidet, um den König so schnell wie möglich aus dem Walde zu geleiten. Seitdem hatte der älteste Sohn des Balmoral-Geschlechts das Recht, zu welcher Zeit es auch sei und in welchen Kleidern es ihm passe, es sei im Nachthemd, den König zu besuchen.

Beim Lesen dieser Chronik hatte der Herzog von Balmoral einen vergnüglichen Einfall. Er läutete sofort den Zeremonienmeister an und erklärte ihm, daß er sein Privileg benutzen würde, und falls er und seine Frau nicht zum nächsten Ball eingeladen würden, im Nachthemd vor seiner Majestät erscheinen werde. Der Zeremonienmeister war verzweifelt. Er wußte, daß der Herzog ein energischer junger Mann war, der vor nichts zurückschreckte. Als der König von der Sache erfuhr, lachte er herzlich und gestattete der Herzogin Eintritt bei Hofe.

Bei dieser Gelegenheit erfährt man erneut, daß noch viele solche Privilegien aus dem Mittelalter am englischen Hofe gang und gäbe sind. So hat beispielsweise Lord Kingsdale seit dem 13. Jahrhundert das Recht, im Beisein des Königs den Hut aufzubehalten. Lord Monteagle hat das Recht, wann er will, an der königlichen Mahlzeit teilzunehmen. Der heutige Lord Monteagle benutzt das Privileg recht oft, zumal er einer der besten Freunde des Königs ist. Lord Walsingham hat das Privileg, die alten Kleider des Königs zu tragen. Heute wird das Privileg gewissermaßen nur symbolisch benutzt, indem der Lord ein abgelegtes Taschentuch des Königs empfängt.

Unter den anderen Privilegierten ist Lord Murray verpflichtet, am Neujahrstag einen Korb mit Früchten und ein Glas Wein im Schloßkeller unterzustellen. Diese Gabe wird als eine Art Miete an den König betrachtet, da das Geschlecht der Murrays in alten Zeiten das Schloß Königs Jakob IV. gemietet hatte. Der Herzog von Wellington erhält jedes Jahr vom Königlichen Hof eine kleine Fahne aus Seide zum Andenken an den Sieg seines Ahnen bei Waterloo. Der Herzog von Atholl schenkt dem König jedes Jahr eine weiße Rose. Viscount Clarke hat die Pflicht, einen Trompeter zu engagieren, um eine Fanfare zu blasen, sobald ein Mitglied des königlichen Hauses heiratet.

Das Privileg Lord Derbys besteht darin, zwei Falken im Jahre dem König abzuliefern. Da Falken in England sehr selten sind, ist Lord Derby gezwungen, die Vögel in Frankreich zu bestellen . . . Lord Potman muß sich um das Reinigen der Schornsteine im königlichen Schloß kümmern, Lord Mowbray muß darauf aufpassen, daß die königliche Wäsche im Schrank richtig untergebracht ist. Lord Hotham hat das Recht, Waffeln für die königliche Tafel zu rösten. Und Lord Hoton hat die Aufgabe, für die Sauberkeit in einem Raum zu sorgen, der mit zwei Buchstaben bezeichnet wird.

Danach muß es hinter den Kulissen des englischen Zeremoniells eigentlich oft recht amüsant zugehen. — —



Bunte Chronik



Bronzezeitliches Gräberfeld in Italien gefunden.

In der Umgebung von Finale Ligure wurden seit längerer Zeit von italienischen Forschern Ausgrabungen in der Caverna des l'Aquila durchgeführt. Jetzt ist ein außerordentlich interessanter Fund gemacht worden. Man entdeckte ein Gräberfeld aus der Bronzezeit. Dieser Fund ist umso wertvoller, als die Grabstätte in ihrer Anlage für Italien bisher einzigartig dasteht. Auffallend ist, daß die Gräber nicht horizontal, sondern vertikal angeordnet sind. Bei den Skeletten — es handelt sich um die Überreste von drei Erwachsenen und von einem Kinde — ist die Anordnung der Hände bemerkenswert. Eine Hand ist unter den Kopf zurückgebogen, während die andere an der Körperseite ruht. Es ist damit zu rechnen, daß in nächster Zeit weitere Gräber ans Tageslicht gefördert werden.

*

Betrunkene werden maschinell ernüchtert.

Ein Newyorker Arzt ist in diesen Tagen mit einer erstaunlichen Erfindung an die Öffentlichkeit getreten. Es handelt sich um eine Ernüchterungsmaschine. Mit Hilfe dieses Apparates wird auch der höchstgradig Betrunkene innerhalb von zwei Stunden wieder völlig ernüchtert, ohne das gesundheitliche oder Mängel des Befindens zurückbleiben. Das Geheimnis der Ernüchterungsmaschine besteht darin, daß sie die Betrunkenen eine Mischung von 90 Prozent Luft und 10 Prozent Kohlenoxydgas einatmen läßt, wodurch die Alkoholwirkung vertrieben wird. Es wird in Newyork bereits der Plan erörtert, auf den Polizeibüros solche Maschinen in Betrieb zu nehmen. Die Herstellung des Apparates soll verhältnismäßig billig sein. Als Preis wird 50 Dollar genannt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg